

Erinnerungen an einen Freund. Zum Tod von Manfred Hermann Schmid

Der Musikwissenschaftler Prof. Dr. Manfred Hermann Schmid ist am 5. Oktober 2021 in Augsburg gestorben. Es werden nun Gedenkveranstaltungen mit den üblichen akademischen Ritualen stattfinden und Nachrufe in den Fachzeitschriften erscheinen, die seine enorme wissenschaftliche Leistung würdigen. Ich will hier nur über den „Menschen“ hinter dem Wissenschaftler reden. Meine Leitlinie ist dabei unser beider Freundschaft über 58 Jahre. Wir hatten ein sehr verschiedenes Naturell, und weil er sich seines Weges immer sicher war, hat er mein Leben viel stärker beeinflusst als ich seines. Trotz dieser „Asymmetrie“ blieben wir über diese lange Zeit befreundet, auch als er in Tübingen lebte, ich in München, und wir uns monatelang oder sogar jahrelang nicht sahen. Zu großen Gefühlsausbrüchen neigten wir beide nicht. Aber ein halbes Jahr vor seinem Tod unterschrieb er, vollkommend überraschend, eine Mail mit diesem Satz: „Dein alter Freund Manfred, der in vielen Dingen auf niemand so vertraut hat – und vertraut – wie auf Dich: vom Rhythmischen beim gemeinsamen Musizieren bis zum Leben überhaupt.“ (Mail vom 15. März 2021) Unseren langen gemeinsamen Weg will ich darstellen.

Ich habe Manfred 1963 bei den *Ottobeurer Musikwochen* kennengelernt. Dort trafen sich alljährlich im Sommer Musikstudenten des Augsburger Konservatoriums, später auch der Münchner Musikhochschule, mit Schülern aus Gymnasien des bayerischen Schwabens zu gemeinsamem Musizieren. In der Schule stritten damals die Beatles-Fans mit den Rolling Stones-Fans, welche Gruppe besser sei. Dass man gerade die zweite Solovioline des d-Moll-Doppelkonzerts von Bach übte, interessierte niemand. Und nun traf man in Ottobeuren plötzlich auf Gleichaltrige, die mit großer Begeisterung Kammermusik und Orchesterwerke spielten. Viele dieser „Ottobeurer“ haben sich vor allem im Augsburger Musikleben einen Namen gemacht, ich nenne nur den Geiger und zuletzt Leiter des Leopold-Mozart-Zentrums, Bernhard Tluck, den ich ebenfalls seit 1963 kenne.

Manfred fiel mir auf als schwächtiges, blasses Bürschchen, das ausgezeichnet Geige spielte. Mehrmals übernahm er Solopartien, und man erfuhr, dass er Koeckert-Schüler sei. Das beeindruckte mich, einen Bratscher aus Kaufbeuren, denn meine eigene Geigenlehrerin, Hiltrud Hafner, war auch Koeckert-

Schülerin und hat mich ebenfalls mit Ševčík-Studien gequält. Zudem besaß ich schon in der Schulzeit die überaus durchdachte und trotzdem musikalische Gesamteinspielung der Beethoven-Quartette durch das Koeckert-Quartett. Die Schlusskonzerte fanden im Kaisersaal des Klosters Ottobeuren statt. Auf dem Programm standen Bachs *Brandenburgische Konzerte*, Haydn-Sinfonien, Mozarts Violinkonzerte, Mendelssohns *Hebriden-Ouverture*, Tschaikowskys *Streicher-Serenade*, Werke also über dem Niveau eines Schulorchesters. Für einen internen Vortragsabend Ende Juli 1969 probte Manfred mit mir als Bratscher (unsere beiden Mitstreiter habe ich vergessen) eine Woche lang den ersten Satz aus Beethovens Quartett e-Moll, op. 59/2, ein sowohl rhythmisch wie in der Intonation heikles Stück. Nach unserem Auftritt lobte uns die Münchner Geigerin Annemarie Wendl, eine Tutorin in Ottobeuren: „Ihr wart mutig! Respekt! Dass da noch *Einiges* fehlt, wisst ihr selbst.“ Dass Manfred in Ottobeuren geboren ist, dass sein Großvater Hermann Köbele Organist in der Klosterkirche war, die berühmten Riepp-Orgeln gespielt und erforscht hat, und dass seine Eltern dort geheiratet haben, erfuhr ich erst viel später.

Manfred wollte Geiger werden oder Dirigent. „Musikmachen ist ja viel schöner als die Wissenschaft.“ Erst als er merkte, dass sein Geigenspiel den Ansprüchen Koeckerts nicht voll genügte, schwenkte er allmählich auf die Musikwissenschaft um. Wo sollte er studieren? Der Vater war bereits 1960 gestorben, so beriet ihn die Mutter. Das Münchner Seminar mit Thrasybulos Georgiades galt als schwierig und elitär. Man wählte Salzburg als Studienort, denn seine Mutter kannte Gerhard Croll von der Mozart-Gesamtausgabe her. Dort wurde ihm früh eine anspruchsvolle Aufgabe gestellt, nämlich einen Katalog der Mozart- und Haydn-Manuskripte im Archiv der Erzabtei St. Peter zu erstellen. Die Erfahrung, Musikalien aus dem Familienbesitz der Mozarts in Händen zu halten, hat ihn zeitlebens geprägt. Es war Manfreds letzter Wunsch, im alten Friedhof von St. Peter bestattet zu werden. Dies hat der Prior und Stiftsbibliothekar, Pater Petrus Eder, ermöglicht, wofür wir ihm herzlich danken. Er hat bei Manfred promoviert und nun auch das Requiem zelebriert. Der Beginn von Manfreds Laufbahn und sein Tod schließen sich so an einem besonderen Ort zusammen.

In seiner Salzburger Zeit haben wir nur gelegentlich in den Ferien in Augsburg Streichquartett gespielt. Der Wechsel nach München zu dem gefürchteten Georgiades offenbarte Manfred nun eine ganz neue Methode, Musik zu verstehen. Er bewunderte an ihm, mit welcher Ruhe er Partituren betrachtete. Oft ging er von einem Detail aus, das sich dann als „Schlüssel“ für das Verständnis des Ganzen erwies. Ich habe Manfred damals öfter in seiner Dachkammer in der Dianastraße besucht, die mir wie das Spitzweg-Stübchen des armen Poeten vorkam. Ich war damals schon Wissenschaftlicher Assistent bei den Juristen und glaubte meine Karriere vorgezeichnet. An *eine* Bemerkung von Manfred erinnere ich mich

gut: „Wagner lässt den Tristan, die Hauptperson!!! [die Ausrufezeichen sollen den erhöhten Tonfall andeuten] erst in der 5. Szene des I. Akts auftreten! Der 1. und 3. Akt *Tristan* sind so vollkommen symmetrisch gebaut. Das hat Wagner von Calderon gelernt.“ Ich meinte damals den *Tristan* ganz gut zu kennen. Von solchen Fragen hatte ich keine Ahnung – und das gab mir zu denken. Die Gespräche in der Dianastraße verleiteten mich letztendlich mein Berufsziel eines hochbezahlten Wirtschaftsjuristen.

Im Jahr 1975 hat Manfred mit dem Thema *Mozart und die Salzburger Tradition* promoviert und wurde Assistent am Münchner Institut. Einmal habe ich ihn im Vorzimmer, neben der Instituts-Bibliothek, besucht und ihn beiläufig gefragt, welches Buch er mir für Beethovens späte Quartette empfehlen könne. Er antwortete barsch: „Da gibts nix!“ Ich war baff. Alle Analysen seien zu oberflächlich, keine erfasse, was Beethovens gewollt habe. Das machte mich neugierig. Meine Arbeitsgemeinschaft in der juristischen Referendarzeit jeweils Donnerstagnachmittag war trostlos langweilig. Ich hatte viel Zeit und fragte, ob ich irgendeinen Kurs in Musikwissenschaft besuchen könnte. „Geh in den Palestrinasatz von Schlötterer!“, sagte er: „Da lernst du, welches Eigenleben die Töne haben.“ Der Satz ist mir unvergesslich. Dieses „Eigenleben der Töne“ war es, das Manfred sein Leben lang beschäftigt hat: *die Musik selbst*, so eigengesetzlich und schwer zugänglich wie sie ist, so schwer auch über sie zu schreiben ist – losgelöst von allem Drumherum. So fing ich an, Musikwissenschaft zu studieren. Für diese radikale Wende meines Lebens bin ich Manfred tiefsten Dank schuldig. Und meine Frau Eva hat mich in dieser Entscheidung bestärkt. Vielleicht wollte sie auch nur keinen „Juristen“ als Mann.

Die Jahre ab 1975 waren die intensivsten unserer Freundschaft. Wir waren beide jung verheiratet und trafen uns oft in seinem schönen Haus in Straußdorf bei Grafing. Wir spielten alles, was uns in die Finger kam, vierhändig am Klavier, Schuberts fröhliche Militärmärsche und die große f-Moll-Fantasie, aber noch lieber Haydn- und Mozart-Sinfonien, auch *alle* (!) Beethoven-Sinfonien in den Ausgaben der Edition Peters. Wir waren ziemlich geübt im Blattspiel, und über die technischen Schwierigkeiten haben wir beiden Nebenfachpianisten uns hinweggemogelt. Das schulte den Sinn fürs Wesentliche. Wir ärgerten uns maßlos über die langweiligen, schlecht vorbereiteten Vorlesungen an der Uni. Mein Mitstudent, der Augsburgs Sängers Hans Ganser, hat mir einmal zugeflüstert: „Da schaut man nach einer halben Stunde auf die Uhr – und es sind gerade zehn Minuten um!“ Wir sprachen über die Gegenstände von Manfreds aktuellen Seminaren zur Musik von Weber, Schumann und insbesondere Wagner. So lernte ich ihn beim allmählichen Verfertigen seiner Gedanken kennen. Wie sich nachträglich herausstellte, waren dies die Kapitel seiner späteren Habilitation *Musik*

als *Abbild* (1980). – Beim Schafkopfen waren wir Manfred und seiner Frau Eva übrigens hoffnungslos unterlegen.

Neue Aufgaben haben ihn immer herausgefordert. Als seine befristete Stelle an der LMU zu Ende ging, übernahm er die Leitung des Musikinstrumentenmuseums im Münchner Stadtmuseum. Er konzipierte eine beeindruckende Ausstellung zu Theobald Böhms 100. Todestag, die *Revolution der Flöte*, und konnte bedeutende Sammlungsstücke erwerben. So entdeckte er die Welt der historischen Musikinstrumente für sich. Er befasste sich auch mit dem großartigen Bestand an außereuropäischen Musikinstrumenten im Museum. Sein Interesse an Musikethnologie, das bereits Reinhold Schlötterer und Issam El-Mallah geweckt hatten, hat der Schlagzeuger András Varsányi, der zwei Jahre in Bali studiert hatte, auch auf das indonesische Gamelan gelenkt.

1986 wurde Manfred auf den musikwissenschaftlichen Lehrstuhl in Tübingen berufen. Das war seine geistige Heimat, gewissermaßen sein Erbhof. Er vertrat in vierter Generation eine Tübinger Gelehrtenfamilie. Sein Urgroßvater Emil Kauffmann hatte 1877 das Fach Musikwissenschaft (neben der älteren Universitätsmusik) in Tübingen begründet und korrespondierte mit Hugo Wolf. Sein Großvater, Wilhelm Schmid, war Pianist, spielte mit Vorliebe die *Diabelli-Variationen* und komponierte auch, ergriff aber auf Druck seines Vaters den Brotberuf eines Gräzisten. Sein Vater Ernst Fritz Schmid wurde 1935 Universitätsmusikdirektor in Tübingen und begründete nach dem Krieg die *Neue Mozart-Ausgabe*. Auch für Manfred stand Mozart im Zentrum seines Denkens. Aus der Überfülle seiner wissenschaftlichen Arbeiten ragt die Herausgabe seiner *Mozart-Studien* heraus, mit denen er der Mozartforschung eine neue Basis schaffen wollte. Die Reihe war ursprünglich auf drei bis sechs Bände geplant. Als ihn Ulrich Konrad fragte: „Wie lange wollen Sie das noch machen?“, antwortete er: „Solange ich jeweils selbst einen Text beisteuern kann.“ Band 28 über Mozarts *Idomeneo* ist 2021 erschienen, Band 29 ist bereits weitgehend vorbereitet. Er hat daran so lange gearbeitet, bis ihm buchstäblich der Tod die Hand von der Tastatur nahm.

Wissenschaft war für ihn ein absoluter Wert. Dazu eine Geschichte: Im Promotionsausschuss der Fakultät lehnte er eine Dissertation ab, weil sie wissenschaftlichen Ansprüchen nicht genüge. Die Kollegen pflichteten ihm bei. Doch bei der Abstimmung war er plötzlich der einzige, der gegen die Annahme der Promotion stimmte. Unter Protest verließ er den Ausschuss. Damit macht man sich nicht beliebt. Die Geschichte hat zwei Aspekte: Erstens Manfreds tiefe Überzeugung, dass wissenschaftliche Ansprüche nicht verhandelbar seien, wer sie nicht erfüllt, möge außerhalb der Universität sein Glück suchen. Zweitens markiert sie das kontinuierliche Absinken des Universitätsniveaus, das im Bachelor-System seinen vorläufigen Tiefpunkt erreicht hat. Ein Physikstudent würde niemals sagen: Die Quantenmechanik ist mir zu kompliziert. Das lerne ich nicht!

Aber die Geisteswissenschaften gelten eben als „weiche Fächer“. Doch nicht für Manfred!

Er war ein Schnelldenker und erkannte sofort die Reichweite einer Frage und ebenso das Potenzial einer Antwort, jedenfalls in der Geistesgeschichte und in der Musikwissenschaft. Das konnte man erleben, wenn er sich zu Wort meldete, bei Tagungen und Kongressen oder auch im Doktorandenkolloquium von Hartmut Schick an der LMU, zu dem er sich noch aus der Klinik zugeschaltet hat. Ich habe immer seine Fähigkeit bewundert, ein Problem systematisch anzugehen und zu durchdenken. Ich denke an seine beiden Mozart-Bücher *Italienischer Vers und musikalische Syntax* sowie *Orchester und Solist in Mozarts Konzerten*. Ich selbst bin froh, wenn ich Einzelfälle befriedigend lösen kann, denke eher kasuistisch. Das mag eine Spätfolge meiner juristischen Prägung sein. Zu diesem systematischen Denken befragt, bekannte Manfred offen: „Mir fällt’s auch schwer!“ Aber er zwang sich dazu, wenn ihn eine neue Idee gepackt hatte. Ausgehend von einer stets klaren Fragestellung hat er auch seinen eigenen, oft sehr verknappten Schreibstil entwickelt: „Nur Hauptsätze! Die Dinge sind kompliziert genug, dann muss wenigstens der Satzbau einfach sein!“

Gegen das heutige Spezialistentum war er skeptisch. Er wollte die Musikgeschichte als Ganzheit im Blick haben, vom griechischen Tonsystem über die spätantike Weitergabe ins europäische Mittelalter und schließlich zur eigenständigen Weiterentwicklung seit dem Spätmittelalter. „Es führt immer eine Erkenntnis vom Alten zum Neuen, eine Erkenntnis der Kontinuität wie des Traditionsbruches. Die Verbindlichkeit der Chronologie hat auch ihren Einfluß auf wissenschaftliche Methode.“¹ Diesen Ansatz hat er mustergültig in einem Buch eingelöst, das für mich sein schönstes und wichtigstes ist: seiner *Notationskunde. Schrift und Komposition 900–1900*.² Darin stellt er 1000 Jahre abendländischer Musikgeschichte anhand der Notenzeichen dar. Seine stupende Kenntnis musiktheoretischer Schriften konnte er aus der Sammlung schöpfen, die Bernhard Meier in Tübingen zusammengetragen hatte. Rudolf von Ficker und Georgiades haben die Fundamentalfrage gestellt, wie sich in den jeweiligen Epochen die Notenschrift und die Realität der erklingenden Musik gegenseitig bedingen. Nur das war komponierbar, was man niederschreiben konnte. Und wie es erklang, ist nochmals eine ganz andere Frage. Eine Transkription im moder-

¹ Bernd Edelmann und Manfred Hermann Schmid, „Zum Geleit“, in: *Altes im Neuen. Festschrift. Theodor Göllner zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Bernd Edelmann und Manfred Hermann Schmid (Münchner Veröffentlichungen zur Musikgeschichte, Bd. 51), Tutzing 1995, S. 9.

² Bärenreiter Studienbücher Musik, Bd. 18, Kassel etc. 2012, 2. Auflage 2016.

nen 6/8-Takt, z. B. eines *Virelai* von Machaut, entstanden um 1350, verfälscht das Prinzip der originalen Mensuralnotation.

Editionsprobleme gibt es nicht nur bei der sogenannten „älteren Musik“. Als Mozartforscher kämpfte Manfred besonders leidenschaftlich für die „Italienische Partituranordnung“, bei der die 1. Violine im obersten Notensystem steht. Sobald Mozart das melodieführende oberste System und das harmoniebestimmende Basssystem zuunterst ausgeführt hatte, ging er daran, die acht oder zehn Systeme dazwischen mit den mittleren Streichern und den Bläsern zu füllen. Er *dachte* in dieser Partituranordnung. Deren klarer Rahmen ist in der modernen Partitur (mit den Holzbläsern zuoberst) nicht mehr sichtbar. Deswegen plädierte Manfred für zwei getrennte Editionen, eine für die Wissenschaft, eine andere für die Praxis. Da heutzutage Faksimilia und Digitalisate die Originalquellen und Autographe, die gewissenhafte Pianisten wie Alfred Brendel oder Rudolf Buchbinder längst fürs Werkstudium heranziehen, leicht verfügbar machen, hat diese Grundsatzfrage an Brisanz verloren. Doch die gute alte Tradition der wissenschaftlichen Fehde hat Manfred auch gerne gepflegt. Kompromisse – gerade in Editionsfragen – einzugehen, fiel ihm schwer. Da gab er noch eher ein Ehrenamt auf. Mit der Diskussion dieser Grundsatzfrage hatte sich die „Münchener Schule“ einst die Feindschaft der praxisorientierten Editionsphilologen zugezogen. Die *Notationskunde* als *Summa* von Manfreds Erfahrungen hat die Chance, die Fronten zu befrieden, zumal es dabei vor allem um die Musik vor 1600 geht. Irgendwann wird sich schon ein friedliches Nebeneinander einstellen. – Am 17. September 2021 ist Reinhold Schlötterer gestorben, der letzte Schüler Rudolf von Fickers, nur drei Wochen später folgte ihm Manfred Schmid im Tode nach, der letzte Doktorand von Georgiades. Mit beiden tragen wir auch die „Münchener Schule“ zu Grabe.

Auf dem glänzenden Bild des Wissenschaftlers gibt es allerdings einen dunklen Schatten. Wir waren sehr überrascht, als uns Gerüchte über eine Trennung von Manfred und Eva erreichten. Zusammen mit einer alten Freundin der beiden versuchten meine Frau Eva, deren Rat als Psychologin Manfred immer schätzte, und ich ein Schlichtungsgespräch in Reutlingen. Wie unversöhnlich da die gegenseitigen Vorwürfe aufeinanderprallten, ohne dass die tieferen Ursachen des Zerwürfnisses irgendwie erkennbar wurden, hat uns Drei tief erschüttert. Manfreds Frau Eva zog 1996 mit den drei Kindern Clara, Georg und Rudolf nach Schleswig-Holstein; die 800 Kilometer Abstand zwischen Rendsburg und Tübingen verhinderten regelmäßige Besuche der Kinder. Manfred hat nie eingestanden, dass auch er – möglicherweise – am Zerbrechen der Ehe Schuld haben könnte, ebensowenig mochte er anerkennen, mit welcher Kraft Eva, alleinerziehend, seine Kinder großgezogen hat. Darüber sollte man unter Freunden doch sprechen können. Andererseits war ich auch zu feige nachzuhaken, um unsere Freundschaft nicht zu gefährden.

Man möchte zwischen dem Wissenschaftler und dem „Menschen“ gerne trennen. Aber es wollte mir nicht gelingen. Die alte Vertrautheit war dahin. Wir taten nur so, als habe sich nichts geändert. Seine geistige Überlegenheit, gegründet auf dem hohen Ethos als Wissenschaftler, wurde mir etwas schal und ich beobachtete ihn kritischer. Ich bin nicht der Einzige, dem seine stets gewährte Distanz zu seinen Mitmenschen auffiel; seine Gefühle verschloss er ohnehin tief in sich selbst. Über die anstehenden wissenschaftlichen Projekte konnte man weiter trefflich neutral reden. Doch unverkennbar hat die Trennung auch Manfred selbst sehr belastet. Eva starb 2016 nach schwerer Krankheit. Als ich ihn am Ende meines Interviews (dazu später) nach seiner Familie befragte, wurde er sehr schmalzlig und sprach nur von den „vielen bitteren Erfahrungen, die mir nicht erspart geblieben sind“. Mehr wollte er nicht sagen, auch nicht, als das Mikrofon abgeschaltet war und wir noch lange von alten Zeiten redeten.

Seinen 70. Geburtstag 2017 hat Manfred in Prag gemeinsam mit Milada Jonášová, mit seinen Kindern und Enkeln, mit seinem Neffen Gottfried und *meiner* Familie gefeiert, das erschien mir wie ein glücklicher Neubeginn. Bei dem Besuch der Prager Mozartstätten – des Strahov-Klosters, beim üppigen Essen im Gasthaus „Zu den drei Löwen“, wo Mozart 1787 logiert hatte, und einer fröhlichen Geburtstagsfeier in der Villa Bertramka – war Manfred sehr entspannt, wenn nicht gar glücklich. Keine drei Wochen später starb seine Mutter am 29. August 2017 mit 95 Jahren. Damit war die Euphorie von Prag schon wieder jäh zu Ende.

Mit dem Tod seiner Mutter begann das, was ich im Nachhinein den „langen Abschied“ nennen möchte. Im Mai 2018 führte ich mit Manfred ein Interview.³ Als die ersten Druckfahnen kamen, lag Manfred bereits in der Augsburger Universitätsklinik mit der fatalen Diagnose Leukämie. Man lernte medizinische Begriffe: die lymphatische Form und die myeloische. Kurz nach Manfred kam der Augsburger Pianist Gottfried Hefele, den er gut kannte, in die Klinik. Er war nach wenigen Wochen tot (27. August 2018). Die lymphatische Leukämie von Hefele ist nicht heilbar, die myeloische von Manfred (in Grenzen) schon. Nachdem die erste Transplantation von Knochenmarkszellen erfolgreich verlaufen war und ich ihn aus der Klinik heimgefahren hatte, fragte ich ihn, was ihm im Leben jetzt noch wichtig sei: Quartettspielen? Konzerte? Opernbesuche? Vielleicht eine Italienreise? Er antwortete: „Denken und Schreiben – das ist mein Leben!“

³ Bernd Edelmann, „Das Erbe mehren. Ein Gespräch mit Manfred Hermann Schmid über Familiengeschichte und Musikwissenschaft“, in: *Musik in Baden-Württemberg. Jahrbuch 2017/18. Jubiläumsband*, hrsg. von der Gesellschaft für Musikgeschichte in Baden-Württemberg, Stuttgart 2018, S. 347–362. Diesem Gespräch habe ich manche Stellen der vorliegenden „Erinnerungen“ entnommen.

Im Bewusstsein seiner kurzen Lebensfrist schrieb er ein Buch über *Beethovens Streichquartette*. Dessen Entstehung ist anhand der Mail-Daten gut zu belegen. Im Seniorenstudium der LMU gab es im Sommersemester 2020 einen Kurs: *1770 – ein starker Jahrgang: Hegel, Hölderlin, Beethoven*. Darin hatte ich einen Vortrag zu Beethovens Biografie übernommen, und weil ich die altbekannten Geschichten aus seinem Leben nicht wiederkäuen wollte, unternahm ich den Versuch, den Weg von Bonn nach Wien mit Werken zu verknüpfen, die für seine jeweilige Lebensphase charakteristisch waren, unter dem Titel „Vom kurfürstlichen Hofmusiker zum Weltbürger. Stationen von Beethovens Künstlerleben“. Der mündliche Vortrag entfiel coronabedingt, so lieferte ich ein online verfügbares Skript mit vielen Notenbeispielen und Links zu Youtube-Aufnahmen. Ich machte mir Vorwürfe, dass ich den Text nicht seniorengerecht leicht verdaulich aufbereitet hatte, aber es gab *einen* Senior, der meinen Text für „das Beste“ hielt, was er bisher von mir gelesen hatte: Manfred Schmid. Ich hatte ihm den Text am 16. Juli 2020 geschickt, am 19. Juli 2020 schrieb er mir detaillierte weiterführende Hinweise sowie: Der Text habe ihn so angeregt, dass er ein Buch über Beethovens Streichquartette schreiben wolle. Das habe er schon vor Jahren für die Reihe „Wissen“ des Beck-Verlags vorgehabt. Bei der Widmung meines Vortrags „Meinen lieben Musikfreunden, die mit mir Beethoven-Quartette gespielt haben – trotz all ihrer Widrigkeiten“ habe ich gar nicht in erster Linie an ihn gedacht. Nach vier Monaten schickte er mir ein Fragment von 112 Seiten, er war bis zum Es-Dur-Quartett op. 74 gekommen. „Noch nie habe ich einen Text so schnell geschrieben. Als hätte er nur gewartet, um nach Jahrzehnten aufs Papier zu kommen.“ (11. November 2020)

Weil sich seine Blutwerte verschlechtert hatten, unterzog er sich in der Klinik einer zweiten Stammzellentherapie. Und arbeitete weiter. „Ich sitze jetzt an op. 131“, dem cis-Moll-Quartett, meldete er aus der Klinik (11. Dezember 2020). Und dann: „Ich habe mir selbst eine Weihnachtsbescherung gemacht. Das Beethoven-Buch ist im ersten Durchgang fertig.“ (20. Dezember 2020) Das fertige Manuskript von 240 Seiten schickte er mir schließlich als PDF am 11. Februar 2021.

Mit welcher Willenskraft und Konzentrationsfähigkeit Manfred in sechseinhalb Monaten ein derart schwieriges Thema in einem „fast manischen Schreibschub“ (Manfred) bewältigen konnte, war und ist mir unfassbar. Es war für ihn Therapie: „Das Denken ist es, was mich bisher am Leben erhält.“

Als ich mit ihm telefonierte, versuchte er mein Erstaunen abzuwiegeln: „Ich habe nur in die Partitur gesehen, um zu überprüfen, ob ich alles richtig im Kopf hatte. Über Beethoven schreibt sich's viel leichter als über Mozart.“ Unbegreiflich! Er kannte die Quartette in- und auswendig!

Dazu muss ich etwas nachtragen. Rudolf Koeckert zog sich 1982 aus dem Konzertleben zurück, wollte aber privat sowohl weiter Quartett spielen wie

seine Erfahrungen an andere weitergeben. So gründete sich ein Quartett mit dem Rechtshistoriker Dieter Nörr (1. Violine) und Volker Marschall, der früher Cellist beim *Chicago Symphony Orchestra* gewesen war, sowie mit dem Ehepaar Schmid in den Mittelstimmen: Manfred, Bratsche, und Eva, 2. Geige. Sie hatte nach dem Violinstudium am Mozarteum Salzburg noch Unterricht bei Koeckert genommen und oft Violinsonaten mit Frau Georgiades-Speckner gespielt. Von 1982 bis 1986 hat Koeckert mit diesen Musikern alle Beethoven-Quartette studiert und gespielt. Später fuhr Manfred von Tübingen aus mit seinem Renault R4 noch etliche Jahre zum Quartett mit Koeckert nach München, und bei Nacht und (im Winter) bei Nebel wieder zurück. Koeckert erklärte nicht viel, sondern spielte vor, wie er sich etwas dachte, und ließ dann eine Stelle zehn- bis 20-mal wiederholen, bis sie seiner Klangvorstellung entsprach. Als Manfred seinen Text zum Kopfsatz des Quartetts op. 18/6 ein zweites Mal durchging, schrieb er: „Mir war auch gleich wieder lebendig, wie oft wir den Seitensatz [T. 45ff.] bei Koeckert spielen mussten, bis er mit Phrasierung und Dynamik einigermaßen zufrieden war. Einigermaßen.“ (5. Januar 2021) Wer den gedruckten Text liest, wird spüren, wie die Koeckert-Proben noch in der Art der Werkbetrachtung nachwirken. Das Buch ist deswegen dem Gedenken an seine *beiden* Lehrer Georgiades und Koeckert gewidmet.⁴

Als ich Manfred 1975 nach Literatur zu den späten Beethoven-Quartetten gefragt hatte, sagte er noch: „Da gibt's nix!“ Jetzt gibt's eins zu diesen Werken, die sich „rätselhaft-vieldeutig in sich selbst [verschließen], als letzte Dokumente dessen, was Kunst vermag“. Das Buch schließt mit einem Pathos, das Manfred sein Leben lang gemieden hat: „Die Werke stellen ihre Ansprüche an Menschen, die ihnen begegnen möchten. Unter Aspekten purer Nützlichkeit, bei denen nur Leistungen zählen, die für möglichst viele Menschen wirksam werden, ist Beethovens Spätwerk *L'art pour l'art*. Ein großer Irrtum. Denn es rechtfertigt sich nicht vor der Kunstwelt, sondern vor der Wahrheit. So will ich es sagen, in der Hoffnung, nicht gefragt zu werden, was das zwischen Gott und den Menschen sei, die Wahrheit.“ Das ist seine Mahnung an uns: Keine Anstrengung zu scheuen, um die großen Meisterwerke der Musik zu verstehen – so wie er „um sein Leben geschrieben“ hat. Der Bärenreiter-Verlag hat das Buch just am Tag der Trauerfeier auszuliefern begonnen. Es kostet 39,99 €, ein alberner und unwürdiger Preis, als sei es ein Schnäppchenangebot im Räumungsverkauf. (Manfred hätte sich über diese Krämerseelen gewiss aufgeregt!)

Für die Trauerfeier wünschte sich Manfred die erst jüngst entdeckte Frühfassung eines Lasso-Requiems von 1575 aus dem Bestand der Benediktinerabtei

⁴ Manfred Hermann Schmid: *Beethovens Streichquartette. Auf der Spur musikalischer Gedanken. Ein Werkführer*, Kassel/Berlin 2021, S. 82.

St. Ulrich und Afra (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Sign. *Tonkunst Schletterer* 23). Zufällig probten die vorzüglichen Sänger der *Capella Foccaro* gerade dieses Requiem für ein Konzert im Rahmen des 3. *Festivals für Alte Musik Augsburg*. Zur Communion spielte die Geigerin Angelika Löw-Beer, begleitet vom Organisten Heinz Dannenbauer, das *Tempo di Menuetto* aus Mozarts Violinsonate e-Moll KV 304, zum Auszug das *Largo e spiccato* aus dem *Concerto* d-Moll von Vivaldi (*Lestro armonico* op. 3/11) und den Kopfsatz aus der Violinsonate g-Moll von Telemann (TWV 41:g1). Die strenge Erhabenheit des Lasso-Requiem in extrem tiefer Lage einerseits, die leise, verhangene Trauer der Violsachen (mit dem Lichtblick des E-Dur-Mittelteils von Mozart) andererseits zu hören, war bewegend. Sein Bruder Ernst hatte in kürzester Zeit die ausgezeichneten Musiker verpflichten können. Manfreds Abschied von dieser Welt an diesem 8. Oktober 2021 hätte mit dem Erscheinen seines Beethoven-Buches, mit der Musik von Lasso, Mozart, italienischer und deutscher Violinmusik sowie der Zusage einer Grabstelle im Friedhof von St. Peter nicht schöner ausfallen können. *Finis coronat vitam opusque*.

Dass die erzwungene Isolation während der Corona-Pandemie die „Einsamkeit und Freiheit“ wissenschaftlicher Erkenntnis (das sind Worte Wilhelm von Humboldts) gefördert hat, mag sein. Wir haben aber vor allem der Frau an seiner Seite, Milada Jonášová, zu danken. In Prag wegen der strikten Coronaregeln festgehalten, war sie über Skype ständig mit Manfred verbunden und hat ihm in der Klinik Mut und Kraft zum Weiterleben gegeben, und das hieß für Manfred: Weiterdenken und Weiterschreiben. Sonst gäbe es sein Vermächtnis, das Beethoven-Buch, nicht, und wir wären wohl schon vor zwei Jahren an Manfreds Sarg gestanden.